

Noch vor 20, 30 Jahren fand das unermessliche Leid, das der Nationalsozialismus über die Sinti und Roma gebracht hat, kaum jene Beachtung, die dieser Zivilisationsbruch verdient. Bis zu einer halben Million Menschen kam, ähnlich wie im Falle der jüdischen Mitbürger, nur deshalb gewaltsam zu Tode, weil man sie ethnisch aussonderte, für minderwertig erklärte und schließlich bestialisch umbrachte.

Diese unsägliche Ignoranz lässt sich nur aus dem Umstand erklären, dass die wenigen Überlebenden hierzulande weder die Kraft noch die Lobby hatten, uns begreiflich zu machen, welche Schrecklichkeiten sich damals noch im kleinsten Dorf zugetragen hatten. Wir, die Täter von einst und diejenigen, die zusahen, zusehen mussten, ohne einzugreifen, eingreifen zu können, aber auch wir Nachkommen konnten die paar traumatisierten Sinti und Roma, die es nach 1945 noch gab, leicht übersehen, wenn wir wollten, und wir wollten es.

Das gilt – mit wenigen Ausnahmen – für die kleinen Leute in gleicher Weise wie für die zweite Republik Österreich selbst, die im wesentlichen tat, als hätte es die beispiellose Barbarei nie gegeben. Oft genug wurde den „zigeunerischen“ Opfern die Anerkennung ihrer Lagerleiden verweigert, die Ausbürgerungen durch die Nazis waren den Behörden willkommener Anlass, gebürtigen und seit Generationen hier heimatberechtigten Österreicherinnen und Österreichern jahrzehntelang die Rückgabe ihrer Staatsbürgerschaft zu verweigern. Der Generaldirektor für die öffentliche Sicherheit verstieg sich 1948 gar zu einem Erlass an alle Sicherheitskräfte, in dem die Außerlandschaffung „lästiger Zigeuner“ anempfohlen wurde, die sich in letzter Zeit als KZ-ler ausgeben würden, um Mitleid zu erregen.

Ich möchte den Schwerpunkt meiner Rede aber weder auf die Nachkriegszeit noch auf die Beschreibung der Gräueltaten in den Lagern selbst legen, sondern darauf, wie es dazu kommen konnte. Nicht zuletzt deshalb, weil sich daraus vielleicht erschließt, warum sich die Beschämten und die Schamlosen später, als alles vorbei war, gleichermaßen jede Konfrontation mit den im folgenden beschriebenen Ereignissen verboten. Vor allem aber, weil die Geschichtsbücher darüber immer noch nicht gründlich aufklären, weil es gar nicht so leicht ist, sich mit den nötigen Informationen zu versorgen, die einem Aha-Erlebnisse ermöglichen würden und Strategien, den nächsten Generationen vor Augen zu führen, dass der Tod der Sinti und Roma im Gas, durch Verhungern, Seuchen oder Folter nur der Abschluss einer von langer Hand geplanten, wenngleich durch Zufälle und plötzliche Kurskorrekturen mitbeeinflussten Politik der Machthaber war.

Es waren in der Regel drei Szenarien, mit denen sich die Sinti und Roma in weiten Teilen der Ostmark konfrontiert sahen, als die jahrhundertlange Verfolgung einen neuen, bisher nicht dagewesenen Höhepunkt erreichte. Für alle drei ist der berühmte Festsetzungserlass Himmlers vom 17. September 1939 der wichtigste Bezugspunkt. Zwischen 25. und 27. Oktober musste demgemäß aufhältigen „Zigeunern“ verboten werden, den Kreis - also nach österreichischer Terminologie den Bezirk - zu verlassen, in dem sie sich im Moment befanden. Wer sich Ende Oktober nach der großen Reise schon zu Hause im Winterquartier aufhielt, in einem Dorf, in einer Stadt, wo man im allgemeinen auch heimatberechtigt war, wo einen jeder kannte, der hatte zunächst noch einmal relatives Glück gehabt, eine Gnadenfrist erhalten. Wer dem Reisen längst abgeschworen hatte oder wie die Burgenland-Roma dazu gezwungen worden war, wer in einer Mietwohnung, als Untermieter oder sonst wie eine fixe Adresse hatte und, was gar nicht so selten der Fall war, einer regelmäßigen Arbeit nachging, war zunächst auch nur eingeschränkt betroffen. Schlimm traf es hingegen diejenigen, die wie seit alters her im Herbst noch herumreisten, ihren Geschäften nachgingen, Dienstleistungen anboten wie der Altwarenhändler Franz Krieger, geboren in Kremsmünster, samt seiner Familie. Mir ist kein Originaldokument bekannt, das so präzise die zynisch-perfide Ausgrenzung, die himmelschreiende Umkehr schuldhaften Verhaltens, das Schüren des Volkszorns und die vehemente Forderung nach einer Unterbringung der Unglücklichen „an einer exponierteren Stelle“ zum Gegenstand hat wie der Brief des NS-Bürgermeisters von Neumarkt in der Steiermark an die Kripo exakt ein halbes Jahr nach der Festnahme der Kriegers Anfang Mai 1940. Manche Gemeinden gewährten den unfreiwillig gestrandeten fremden „Zigeunern“ immerhin die Vergünstigung, weiter im eigenen Wohnwagen zu hausen, was

angesichts des harten Winters und der Unmöglichkeit, Geld zu verdienen, ohnehin ein schweres Los war. Andere machten sich dagegen den Spaß, die Sinti und Roma wie Verbrecher zu behandeln und in die Gemeindegasse zu sperren.

Man habe die neunköpfige Familie damals pflichtgemäß in Schutzhaft genommen, berichtet der feine Herr Bürgermeister, und mangels geeigneter Ubikationen in einem kleinen, mit zwei Betten versehenen Arrestlokal bequartiert: „Im Winter bestand nur eine mangelhafte Heizmöglichkeit durch ein in der Mauer vorhandenes Loch und mussten wir daher den Ausbruch von Infektionskrankheiten befürchten. Weiters besteht noch die Gefahr der Übertragung von Ungeziefer, da im Hofe des Gemeindebaues, wo sich das Arrestlokal befindet, auch der Ausgang zu zwei Schulklassen vorhanden ist.“ Eine Kochgelegenheit gebe es nicht in der Zelle, man habe also extra jemanden beauftragen müssen, der Bande Essen zuzubereiten, was diese Person „infolge Arbeitsüberbürdung und Kränklichkeit“ nicht länger machen wolle. Auch könne man die Kinder nicht den ganzen Tag „in dem kleinen, sanitätswidrigen Lokal“ einsperren. „Durch das Herumlaufen und Anbetteln der Kurgäste durch die Kinder treten wieder Zustände ein, die in einem nationalsozialistischen Ordnungsstaat auf keinen Fall statthaft sind. (...) In unserem Orte beginnt sich auch bereits der Fremdenverkehr zu entfalten und wir wollen unseren Markt in keinen schlechten Ruf bringen. (...) Es muss doch irgendwo an einer exponierteren Stelle die Unterbringung dieser Zigeunerbande möglich sein.“

Die exponiertere Stelle war ein halbes Jahr später endlich gefunden. Es handelte sich um das inzwischen eröffnete Zigeunerlager Triebendorf im Bezirk Murau, wo Franz Krieger eine Zeitlang als Zwangsarbeiter beim Straßenbau beschäftigt war. Mit den anderen ca. 150 Insassen wurden die Kriegers Ende 1941 nach Lodz in Polen ins Zigeunerghetto deportiert, wo wahrscheinlich acht der neun Familienmitglieder umkamen, während ein Adoptivkind in einem anderen Lager starb.

In Lodz starben auch die Sintifamilien Rosenfels und Jungwirth aus Bachmanning im Herzen Oberösterreichs, die hier als Beispiel für das zweite Szenario dienen soll. Seit dem 19. Jahrhundert heimatberechtigt, waren die Rosenfels Bachmanninger Bürger. Es gab Familienmitglieder, die ganzjährig in der örtlichen Ziegelfabrik beschäftigt waren, und solche, die nach alter Tradition in der warmen Zeit reisten. Ganz selbstverständlich nutzten die Rosenfels wie all die anderen Zigeunerfamilien jeweils die dörfliche Infrastruktur, es gibt zum Beispiel heute noch Fotos aus den späten 30er Jahren, die Rosenfels-, Blach- oder Kerndlbacherkinder aus Bachmanning, Buchkirchen oder Hochburg-Ach in ihrer Volksschulklasse zeigen oder in Anzug oder weißem Kleidchen bei der Erstkommunion inmitten der anderen in die Gemeinschaft der Gläubigen Aufgenommenen.

Vorne in der Mitte sitzt im Falle der Rosenfels würdig der Bachmanninger Pfarrer. Als dann wenig später der Lastwagen kam und Matthias Rosenfels sowie seine Frau Philomena samt den neun Kindern und zwei Enkeln ins Zigeuneranhaltelager Weyer-St. Pantaleon im Innviertel abholte, tat die Kirche freilich nichts, um ihre frischen Schäfchen zu schützen, und in der stramm in NS-Diktion abgefassten Schulchronik jubelt man am 19. Jänner 1941, nun sei Bachmanning zigeunerfrei, „was auch vom pädagogischen Standpunkte aus nur zu begrüßen ist.“ Die Rosenfels hatten also, weil Ende Oktober 1939 schon von der Reise daheim in ihrem „Zigeunerhaus“ in Unterseling, einem Ortsteil Bachmannings, noch ein gutes Jahr Schonfrist. Auch sie fanden aber schließlich wie die Kriegers im Ghetto Lodz oder im Gas von Chelmino den Tod.

Das gleiche Schicksal blieb auch vielen aus der dritten Gruppe nicht erspart, jenen Sinti und Roma, die längst vollkommen assimiliert waren, oft nicht einmal um ihre Herkunft wussten, als Arbeiter oder Angestellte beschäftigt waren und in Mietskasernen wohnten. Allerdings gingen die NS-Behörden gegen sie zunächst oft ohne nachvollziehbare Systematik vor, wie ein nach Steyr führendes Beispiel drastisch belegt:

In Briefen an ihren zur Wehrmacht eingezogenen Mann, den einst viel gelesenen österreichischen Schriftsteller Georg Rendl, der in der Nähe des Lagers Weyer-St. Pantaleon wohnte, machte Bertha Rendl wiederholt Angaben zum Lager, seinen Schrecknissen und seinem Umfeld, denn beide waren mit dem Lagerarzt Alois Staufer, zugleich Gemeindefeldarzt von St. Pantaleon, eng befreundet. Im Frühjahr 1941 findet sich in einem dieser Briefe unter anderem folgende Stelle: „Gestern hielt beim Auwirt ein Wagen an mit gewölbtem Dach, Glastüre und Glasfenstern u. zwei schönen

Pferden vorgespannt. Vom Kutschbock stiegen ein älterer Mann u. ein junger, großer, hübscher Bursch. Der eine war ein Eingeborener, der andere ein Zigeuner aus dem Lager, vielleicht 20-jährig. Seine Eltern wohnen in Steyr seit 20 Jahren, haben 10 Kinder, von denen 3 ältere Töchter mit 3 Frontsoldaten verheiratet sind. Von den Söhnen ist er der älteste. Die Eltern und anderen Kinder sind daheim, nur der eine Muss als Zigeunerabkömmling im Lager sein. Er kann natürlich die Zigeunersprache nicht, da er ja in Steyr in die Schule gegangen und nicht gewusst hat, dass in seinen Adern Zigeunerblut fließt. Jetzt sieht er erst Zigeunersitten u. Bräuche. Er arbeitete in Steyr in einer Munitionsfabrik u. dann in einem Steinbruch. – Der Wagen mit den schönen Pferden gehörte auch einem Zigeuner aus dem Lager.“

Es ist leider davon auszugehen, dass schließlich auch andere Mitglieder der noch nicht zweifelsfrei identifizierten Familie aus Steyr der NS-Barbarei zum Opfer fielen. Wahrscheinlich auch die drei jungen Männer, die noch bei der Wehrmacht dienten, während der Bruder schon im Lager inhaftiert war. Sie waren zu diesem Zeitpunkt noch nicht als unwürdig ausgeschieden.

Ich habe anfangs gemeint, es habe drei wesentliche Szenarien gegeben, die alle in die Vernichtung führten. Ein viertes, freilich sehr seltenes ließ die potentiellen Opfer dagegen überleben. Im nördlichen Weinviertel lebte seit langem die Sintifamilie Entner. Als die sieben Kinder samt den Eltern mit dem berüchtigten Lastwagen zur Internierung und späteren Vernichtung abgeholt werden sollten, pflanzte sich der Ortsgruppenleiter von Zwingendorf auf und bellte, das müsse wohl ein Irrtum sein, die Leute seien zwar fahrende Händler, aber Arier, was auch ein aus dem Dorf stammender hoher SS-Offizier bezeugen könne. Ob er ihn unverzüglich anrufen solle? Unverrichteter Dinge zog der Sammeltrupp daraufhin ab. Die Angst aber blieb. Die Chance, dass ein ganzes Dorf ihnen auf Dauer die Mauer machen würde, war minimal, erzählte mir eines der ehemaligen Kinder, das schon auf die Ladefläche des Lasters gehievt worden war, als der Ortsgruppenleiter auf der Bildfläche erschien. Es folgten schreckliche Jahre der Ungewissheit, aber alles kein Vergleich mit dem, was die meisten anderen Sinti mitgemacht hatten. Doch die Familie blieb unangetastet.

Etwa neunzig Prozent der Sinti und Roma Österreichs wurden jedoch ermordet. In meinen Publikationen dazu betone ich stets, dass die Vorbereitung dafür mitten unter uns geschah. Wir aus der Mehrheitsbevölkerung haben zugeschaut, als man die Krieger zu neun in einer gut einsehbaren Arrestzelle mit zwei Betten bequartierte, als man die Rosenfels auf Nimmerwiedersehen auf den Lastwagen hievte und ihr Haus plötzlich leer stand, als der fescche junge Steyrer, der nicht wusste, dass er Zigeuner war, vom Arbeitsplatz weg verhaftet wurde, wir haben zugeschaut, als sie später alle vom Baby bis zum Greis in den Anhaltelagern einsaßen und, sofern arbeitsfähig, als Zwangsarbeiter schufteten mussten, beim Straßen- und Autobahnbau, bei der Gewässerregulierung usw. usf.

Wir haben uns nach dem Krieg nicht mehr erinnern wollen an diese Leute oder uns nicht getraut zu spekulieren, warum sie verschollen blieben, verständlich ist das und doch schrecklich. Ein bis zwei Generationen später wissen wir erst so richtig, was damals in unseren Dörfern und Städten wirklich passierte, wie sich die sichtbare Ausgrenzung scheinbar unaufhaltsam hin zum weniger sichtbaren Massenmord entwickelte.

Erinnern ist ein Lebensmittel, das uns nicht so recht schmeckt. Aber gesund ist es. Vor allem in Hinblick auf die Zukunft. Unermüdliche Aufklärungsarbeit in den Schulen tut da genauso not wie ein entschiedenes Auftreten gegen die neuen Rechten, die sich verfeinerter, aber trotzdem höchst gefährlicher Ausgrenzungsmuster bedienen. Denn die Zivilisationsdecke ist dünn.